



WOCHE-REPORTER

Der Mörder und die Waise

Gatwich war Kindersoldat. Er zog tödend durch den Südsudan, kam auch in die Stadt von Ayen. Sie verlor ihre Familie. Jetzt sind sie Nachbarn.

Von Bartholomäus von Laffert (Text)
und Moritz Richter (Fotos)

An einem warmen Sonntagmorgen steht ein Priester in einem bröseligen Lehmhaus einer ugandischen Flüchtlingsiedlung und liest Gatwich Ganys Lieblingstext. Der Zwanzigjährige hat sich schick gemacht, die Löcher in seinem weiß-schwarzen Kurzarmhemd gestopft, die Haare mit einer alten Bürste zurechtgemacht. Zaghafte bewegt er die Lippen. „Unterwegs aber, als er sich bereits Damaskus näherte, geschah es, dass ihn plötzlich ein Licht vom Himmel umstrahlte. Er stürzte zu Boden und hörte, wie eine Stimme zu ihm sagte: Saul, Saul, warum verfolgst du mich? Er antwortete: Wer bist du, Herr?“, liest der Priester.

„Ich bin Jesus, den du verfolgst“, flüstert Gatwich. Er kann den Text auswendig, so wie andere ihr Lieblingslied. Morgensonne fällt durch die Holzstäbe in den finsternen Lehmhaus, erleuchtet die Narben auf Gatwichs Stirn: sechs Streifen, waagrecht, parallel, das Stammeszeichen der Nuer.

Gatwich ist einer von zwei Millionen Flüchtlingen, die vor dem Bürgerkrieg im Südsudan ins Ausland geflohen sind. Allein das bitterarme Uganda hat eine Million Südsudanesen aufgenommen. Wo früher karges Buschland war, sieht es

nun so aus, als hätte jemand Lehmhütten und Plastikplanenverschlänge in die karge Landschaft gesiebt. Hier leben Menschen, die sich auf der anderen Seite der Grenze bekämpften: Angehörige der zwei größten Stämme Südsudans, Dinka und Nuer. Täter und Opfer. Seite an Seite.

Wie eine Narbe verläuft der Trampelpfad durch die Siedlung Obodu, in der Gatwich lebt. Links und rechts stehen die Lehmhütten. Es gibt zwei Kirchen, zwanzig Meter voneinander entfernt. Vor dem Brunnen stehen in zwei parallel verlaufenden Linien aufgereiht gelbe Wasserkanister, links die der Nuer-Frauen, rechts die der Dinka, separiert wie die Flüchtlinge im Camp. Die unsichtbare Grenze in der Siedlung überschreitet kaum jemand. „Weil sie sich hassen“, sagt Gatwich. „Weil sie Angst haben“, sagt Ayen.

Ihre alte Familie gibt es nicht mehr

Die Fünfzehnjährige steht gebückt in einer kleinen Lehmhütte. Ihr oranges Sonntagskleid hat sie getauscht gegen das ärmellose rote Sportshirt. „Manchmal denke ich, sie hätten mich auch einfach umbringen sollen. Was hat ein ängstliches Mädchen wie ich allein in dieser Welt zu suchen?“, sagt Ayen. Vor ihr hat sie einen Blechtopf auf das offene Feuer gestellt, darin rote Bohnen. Draußen haben die Dinka-Mädchen, mit denen sie zusammenlebt, die blauen Plastikstühle zu einem Stuhlkreis zusammengeschoben. Rhoda, Rebecca, Adjok mit dem Baby auf dem Arm. „Meine neue Familie“, sagt Ayen. Die alte gibt es nicht mehr.

Wie viele Todesopfer der Bürgerkrieg in Südsudan bislang gefordert hat, kann niemand sagen, so unübersichtlich ist die Situation. 50 000 waren es bei den letzten Schätzungen der Vereinten Nationen im Frühjahr 2016. 7,5 Millionen der 12 Millionen Einwohner Südsudans sind nach Angaben der internationalen Hilfsorganisation World Vision auf humanitäre Hilfe angewiesen. Sechs Millionen Menschen haben nicht genug zu essen.

Ayens Vater hatte es von Anfang an gewusst. „Traue niemals den Männern mit den sechs Streifen auf der Stirn!“, hatte er seine Kinder immer gewarnt, die zwei Söhne, die kleine Tochter. Damals lebte die Familie in der Stadt Bor. In Ayens Erinnerung war er ein guter Vater gewesen, ein einfacher Mann. Viehzüchter, so wie die allermeisten Südsudanesen. Seit Ayen sich erinnern kann, hatte der Vater gegen die fremden Männer vom Stamm der Nuer gekämpft; die kamen und versuchten die Kühe zu stehlen, ihre Verwandten zu töten. Es ist eine archaische Tradition, der durch kein Gesetz je Einhalt geboten wurde. Diebe waren Helden. Die Beklauten waren entweder tot oder Versager.

Als im Dezember 2013 der Krieg ausbrach, war Ayen 11 Jahre alt. Dinka-Soldaten zogen durch die Hauptstadt Juba und töteten Hunderte Nuer. „Rache“, sagt Gatwich, der Nuer-Junge. „Wir alle wollten Rache.“ Er war sechzehn, als der Krieg ausbrach. Am Telefon erzählten seine Verwandten aus Juba Horrorgeschichten: Von Dinka, die Männer ermordeten, Frauen vergewaltigten; die Überlebenden zwangen, ihre toten Stammesangehörigen zu grillen und zu essen.

Gatwich wuchs in Yuai auf, einem kleinen Dorf 250 Kilometer nördlich von Bor. Seit er denken kann, hatte ihn der Vater, auch er ein Viehzüchter, mit den Brüdern und den Cousins zum Kühehüten auf die Weide geschickt. Anfangs mit einer Gerte. Später, als er alt genug war, zehn, elf Jahre vielleicht, hängten sie ihm eine Kalaschnikow um.

Als die Nachrichten aus Juba eintrafen, riefen die Dorfältesten die Jugendlichen zusammen. Sie schwörten sie darauf ein, sich der „White Army“ anzuschließen, einer Nuer-Selbstverteidigungsmiliz. Aus Kuhjungen wurden Kindersoldaten.

Gatwich sitzt im Halbdunkeln einer der Lehmhütten in der ugandischen Flüchtlingsiedlung. Vor ihm auf dem Boden liegt eine Landkarte, „Sudan and South Sudan“, die die Reporter aus Deutschland mitgebracht haben. Gatwich guckt ungeschlüssig, versteht nicht die Linien, nicht die Zeichen. „Yarkwaich?“, fragt Gatwich, der Übersetzer deutet auf einen kleinen Punkt auf der



Gatwich ist zwanzig Jahre alt. Vor einem Jahr floh er nach Uganda. Er lebt nun in der Siedlung Obodu. Hier wohnen Täter und Opfer des südsudanesischen Bürgerkriegs.

Karte. „Faddoi? Bura?“ Mit zittriger Hand verbindet Gatwisch die Orte auf der Karte, zeichnet die Marschroute der Weißen Armee nach. Kämpfen, plündern, weiterziehen. Von Nord nach Süd, immer gen Juba, Dorf für Dorf. „Bor?“, fragt Gatwisch, der Übersetzer zeigt, der Junge malt. Zwei dicke Kringel um die drei gefetteten Buchstaben.

Mit jedem Toten wuchs der Durst nach Rache

„Angst“, sagt Ayen. „Zum ersten Mal in meinem Leben hatte ich wirklich Angst. Bis heute ist die nicht mehr gewichen.“ Es war Ende Dezember, als Ayens Vater seine Kinder zu sich rief. Die Nuer stünden vor der Stadt, so hatte er es gehört. 25 000 sollten es sein.

Waffenmäßig war die südsudanesischen Armee den schlecht ausgerüsteten Jugendlichen zwar überlegen. „Manche von uns hatten AK-47-Gewehre, manche nur Messer und Speere, manche hatten nicht mal Schuhe“, sagt Gatwisch. Aber die Jugendlichen hatten die Wut und den Durst nach Rache. Mit jedem toten Nuer wurden sie durstiger. „Wir wollten sie ausrotten. Als wir in

Im Ort gibt es zwei Kirchen. Sie sind nur zwanzig Meter voneinander entfernt. In die eine Kirche gehen die Nuer (oberes Foto). In die andere die Dinka.



die Stadt rein sind, haben wir jeden erschossen, den wir gefunden haben“, sagt Gatwisch, seine Augen glitzern, gruseliges Grinsen im Jungengesicht. „Jeden mit Krähenfüßen auf der Stirn“, sagt Gatwisch. So nennen sie die Stammeszeichen der Dinka, vier Narben die strahlenförmig von der Stirnmitte nach hinten laufen. „Einfach so“, sagt er, reckt die linke Faust nach vorne, bedient mit der rechten einen imaginären Hebel. Er schnalzt mit den Backen.

Tschick-tschack. Ayen war beim Brunnen. Ihr Vater hatte sie zum Wasserholen geschickt, 500 Meter vom Haus entfernt. Wie viele Schüsse es waren, kann Ayen nicht mehr sagen. Bruchstückhaft, wie Fotos in einem Album, haben sich die Erinnerungen in ihr Hirn gebrannt. Junge Männer mit großen Pistolen und Fußballtrikots, sechs Streifen auf der Stirn, wie der Vater immer gewarnt hatte, die singend aus dem Haus laufen. Der Vater, die Brüder, die blutüberströmt auf dem Boden liegen. Die Mutter, der das Blut aus dem Mund rinnt im Todeskampf. Sie selbst, wie sie im Zimmer sitzt mit den Leichen und wartet, sie weiß nicht mehr wie lang. Vielleicht waren es zehn Minuten, vielleicht fünf Stunden, bis die Nachbarin sie fand, am Arm packte, mit ihr nach Uganda floh.

Wie viele Menschen er an diesem Tag umgebracht habe? Gatwisch lacht nervös. „Mehr als meine beiden Hände Finger haben“, sagt er. „Und mit jedem toten Dinka wurde meine Laune besser.“

Ayen nimmt die Landkarte in die Hand. Mit dem Zeigefinger fährt sie den Flusslauf hinauf. Bei Bor stockt sie, nimmt ihren blauen Kugelschreiber in die Hand. Neben die zwei dicken Kringel malt sie vier Kreuze. Papa, Mama, die Brüder, eins für jeden von ihnen.

Mittlerweile wird auch im Süden und im Westen des Landes gekämpft. Es gibt kaum einen der 60 Stämme in Südsudan, der nicht direkt in die Kämpfe involviert ist. Der UN-Sondergesandte Adama Dieng warnte nach seinem Besuch in Juba im November 2016 vor Südsudan als „fruchtbarer Boden für einen Genozid“.

Wenn wir sie nicht töten, töten sie uns

Am Abend sitzt Gatwisch auf einem blauen Plastikstuhl vor seiner Hütte, neben ihm seine Freunde, Ana Rio, Njapur, Gatwisch Junior. 2016 ist er geflohen. Früher sei er ein Superheld gewesen, sagt er. Einer, den die Frauen geliebt hätten und die alten Stammesangehörigen gefeiert. Als Beschützer und Befreier der Nuer. In Obodu ist Gatwisch ein Niemand. Als Mörder gebrandmarkt, dessen Geschichte keiner kennt, aber doch jeder ahnen kann. Was sonst soll ein Nuer-Junge drei Jahre lang in diesem Land tun



Ayens Familie wurde getötet. Sie fürchtet Gatwisch und seine Freunde. Eines Tages aber will sie die Mörder bestrafen.

außer kämpfen? Jeden Abend kocht die Nachbarin ihm einen Teller voller Maispampe – aus Mitleid! Seine Heldengeschichten interessieren hier nicht, er redet nicht mehr drüber, lässt die letzten drei Jahre einfach weg, wenn er von seinem Leben erzählt.

Ob er aufgehört hat zu hassen? Nein, nein. Gatwisch muss nicht lange überlegen, schüttelt den Kopf. „Hier in Uganda werden wir bestraft, wenn wir was tun. Wäre ich in Südsudan, würde ich wieder töten – wenn wir sie nicht töten, töten sie

uns“, sagt er. Der Hass macht nicht halt an der Grenze. Er ist wie der Eiter in einer Hautblase, mit der steten Gefahr aufzuplatzen.

Dabei, das möchte man meinen, wäre die Versöhnung so einfach. 50 Meter Luftlinie von Gatwischs Lehmhütte entfernt lebt Ayen. Das Mädchen, das in Bor ihre Familie verlor, als Gatwisch dort war und Menschen ermordete. Ob er sich vorstellen könne, hinüberzugehen, sich bei ihr zu entschuldigen für damals, so wie einst der Saul? Gatwisch muss lachen. „Dann würde ich ja zugeben, dass ich was falsch gemacht habe.“

Auch Ayen sitzt an diesem Abend vor ihrer Lehmhütte. Sie kennt die Jungen mit den Streifen auf der Stirn, die 2016 ins Camp kamen. Ihre Namen weiß sie zwar nicht, aber ihre Biographien kann sie erahnen. Sie fürchtet sie. „Als Mann hätte ich vielleicht auch gekämpft“, sagt sie ruhig, sitzt aufrecht, blickt einem direkt in die Augen. „Als Frau bist du in all diesen Kämpfen immer nur das Opfer.“ Ayen weiß nicht mehr, wann sie beschlossen hat, kein Opfer mehr zu sein, das Beste aus der Tatsache zu machen, dass sie als Einzige aus ihrer Familie überlebt hat. „Ich werde Anwältin für Menschenrechte“, sagt sie, „damit eines Tages die Menschen bestraft werden, die heute in Südsudan morden. Ohne Gerechtigkeit können wir Versöhnung vergessen.“